



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gobineaus Renaissance

urn:nbn:de:gbv:46:1-908


erkennt, und an denen nur deshalb nichts geändert wird, weil man sie doch ohnehin als toten Buchstaben ansieht und sich scheut, an die unschädlichen und ehrwürdigen Wahrzeichen einer entschwundenen Zeit in vermessener Weise Hand anzulegen.

So ist es zum Beispiel mit der Bestimmung der Statuten, wodurch dem österreichischen Bließritter noch heutigentags die mit allen Mitteln in Angriff zu nehmende Befehdung des Spanischen zur heiligsten Pflicht gemacht wird. Die hohen Herren versprechen zwar bei der Investitur auf das feierlichste den ihnen durch die Statuten auferlegten besondern Pflichten in aller und jeder Weise nachzukommen, aber sie sowohl wie der alldurchlauchtigste Großmeister selbst wissen sehr gut, daß wenn sie dem Wortlaut der Statuten nachgehn wollten, ihr Haus vater- und brudermörderischer werden müßte als das der Atriden, denn die Fälle, wo der Vater das österreichische, der Sohn das spanische Bließ hat, oder wo von zwei Brüdern der eine dem, der andre jenem Orden angehört, sind seit dem Schisma zu keiner Zeit Seltenheiten gewesen. Und doch liest man Gott sei Dank nirgends von einer durch den Ingrimm der Statuten veranlaßten fanatischen Tat.

Die Statuten scheinen vielmehr die Ordensinsignien zu begleiten wie die Papyrusrollen die Mumien, schweigsam und vom Laufe der Zeit längst überholt, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen die sie entrollende Hand nie von ungefähr einen vergessenen Gesang Homers, ein verloren geglaubtes Aeschyleisches Drama wieder auffinden wird. Eher möchte man fürchten, die Statuten selbst könnten wie die Mumien in ein Häufchen leichten braunen Staubes zusammenfallen, wenn dem Licht und der Luft Zutritt zu ihnen gewährt würde.



Gobineaus Renaissance

ie Einheit von Geist und Sinnlichkeit, deren sich angeblich die Griechen erfreut haben, ehe philosophische Grübeleien und dann noch gründlicher das Christentum die Seelenharmonie auflöste, ist erst in der christlichen Zeit erreicht worden. Menschen, die ohne Gewissensbisse ihren Lüsten fröhnen, kommen wohl in den platonischen Dialogen vor, aber ein Übermensch aus Fleisch und Blut ist erst im fünfzehnten Jahrhundert erschienen, und zwar auf dem päpstlichen Stuhle.

Als Cesare Borgia den jungen Gemahl seiner Schwester Lucrezia ermordet hatte, eilte die trostlose Witwe zu ihrem Vater, den die übertreibende Volkmeinung auch noch zu ihrem Geliebten machte, um ihm anzukündigen, daß sie sich von der Welt zurückziehn wolle. Alexander redet ihr das aus und sagt unter anderm: „Wisse hinfort, daß für die zur Herrschaft berufenen die gewöhnlichen Pflichten nicht gelten. Gut und Böse rücken in eine höhere Sphäre hinauf, und was man an einer gewöhnlichen Frau loben darf, das würde bei

dir ein Fehler sein. Das große Gesetz, das die Welt beherrscht, besteht nicht darin, daß uns gewisse Dinge ein für allemal geboten und andre verboten wären, sondern es gebietet, zu leben, zu wachsen, was man Tüchtigstes und Gewaltigstes in sich fühlt zu entfalten, sodaß man jederzeit bestrebt bleibt, aus seinem Wirkungskreis in einen weitem, höhern überzugehn. Überlaß den kleinen Geistern, dem gemeinen Volke die Schwachheiten und Bedenklichkeiten. Für dich gibt es nur ein Ziel, das deiner würdig ist, die Erhöhung des Hauses Borgia, deine eigne Erhöhung. In diesem Gedanken liegt Kraft genug, deine Tränen zu trocknen und deinen Unfall als etwas hinzunehmen, das der Vergangenheit angehört und darum gleichgiltig ist. Ich verlasse dich, Lucrezia [er verreise und übergab ihr die Regierung der Kirche während seiner Abwesenheit], und bitte, dich als die zu betrachten, die binnen kurzem Herzogin von Ferrara sein wird, und die in diesem Augenblick für die Völker den Stathalter Gottes vorstellt.“

Nicht in der Form der kindlichen Unschuld, sondern nur in der Form der Ruchlosigkeit vermag der erwachsne gebildete Mensch Sinnenglück und Seelenfrieden in seinem Herzen zu vereinigen, und erst das Christentum hat solche Ruchlosigkeit möglich gemacht. Den vergeistigten Menschen, der frei vom Verlangen nach Sinnenlust nur der Betrachtung Gottes und dem Dienste der Nächsten lebt, hatten die Alten als Ideal erstrebt und hatte Jesus verwirklicht. Die Kirche sollte dieses Ideal pflegen und durch das allgemein verbreitete Streben nach ihm die Menschheit veredeln. Sie tat das in der Weise, daß sie aus dem, was nur Eigentümlichkeit von wenigen Begnadigten sein kann, die Berufspflicht und Berufsarbeit, sozusagen das Handwerk eines nach Hunderttausenden zählenden Standes machte, den Laien aber sagte: Ihr könnt zwar selig werden, wofern die priesterliche Losprechung eure Unvollkommenheit zu ergänzen vermag, aber wollt ihr euer ewiges Heil sicher stellen, so müßt ihr in den Stand der Religiösen eintreten. Der schreiendste Widerspruch zwischen solchem Beruf und dem wirklichen Leben seiner Träger konnte nicht ausbleiben, und die jahrhundertelange Gewöhnung an diesen Widerspruch als an etwas Alltägliches, eine Praxis, die das höchste Ideal nur noch predigt, um es entweder frech zu verhöhnern oder dadurch aus dem einfältigen Volke Geld herauszuschlagen, mußte das Gewissen töten. Gelingt es einmal einem aufrichtigen Enthusiasten, eine ganze Bevölkerung für das christliche Ideal zu begeistern, so ist die Begeisterung nur ein kurzer Rausch, dessen politische Wirkungen die Staatsmänner Mühe haben, ein paar Jahre lang aufrecht zu erhalten. Sie lassen Savonarola fallen, dessen Gewalt über die Gemüter sie zur Vertreibung der Medici und zur Wiederaufrichtung der Republik benützt hatten, und der Mönch wird verbrannt. Armer Girolamo, seufzt Machiavelli in der Leichenrede, die er ihm ohne Zuhörer im verschlossenen Kämmerlein hält; „es war das einzig mögliche Ende. Er hatte sich seit seiner frühesten Jugend ein Dichtwerk von Religion, von Reinheit, Ehrbarkeit, Weisheit, Redlichkeit aufgebaut. Weil er diese schönen und guten Traumwesen für möglich hielt, nahm er sie als wirklich an; er sah nicht, daß die Welt desto mehr davon redet, je weniger sie sie kennt. Armer Girolamo! Weil er selbst rein

war von schlimmen Leidenschaften, wähnte er auch seine Umgebung fähig, sich von allem Schlechten freizumachen; und als er sich die Wahrheit nicht mehr verbergen konnte, da vermochte er sie nicht zu fassen, die Wahrheit, daß die meisten seiner Mitbürger — ach großer Gott! wir dürfen wohl sagen, fast alle, bis auf seltene Ausnahmen — so geschaffen sind wie die Götzenbilder der Moabiter, mit Augen, die nicht sehen, und mit Ohren, die nicht hören. Man kann alle Pracht der Tugend vor ihnen ausbreiten, sie werden nichts davon verstehen und höchstens wie Blödsinnige darüber lachen. Armer Girolamo! Zu glauben, daß Redlichkeit mehr sei als ein Begriff, oder höchstens eine Gabe weniger einsamer Herzen! In diesem falschen Glauben hat er unter uns das Reich des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit zu gründen versucht, und das bezahlen wir nun mit Bürgerkrieg, Gemegel, Blutströmen auf dem Straßenpflaster, mit der Rückkehr der Medici, mit Entweihung des Rechts und mit deinem Tode! Da sieht mans, was es heißt, falsche Voraussetzungen aufstellen und sich über die wahre Beschaffenheit des Menschen täuschen . . . Armseliges Getier!"

Die beiden Ausführungen sind nicht einer historischen Quelle entnommen, sondern einer Dichtung, die aber jeder, der nur den Charakter der Zeit kennen lernen will, getrost als Quelle benutzen darf: Die Renaissance, historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe. (Straßburg, Karl J. Trübner, 1903.) Es würde sehr viel Gelehrsamkeit und jahrelange Arbeit dazu gehören, die Einzelheiten dieser Szenen, die uns fast alle bedeutenden Gestalten und das Volk der italienischen Hochrenaissance vorführen, auf ihre historische Genauigkeit zu prüfen. Doch könnte nur ein Pedant des Verismus solche fordern. Wer die Zeit aus Ranke, Gregorovius und Burckhardt, wer ihre Kunstwerke kennt, wer einige ihrer Dichter und Novellisten, wer Machiavelli gelesen hat, der weiß, daß das große Freskogemälde — so nennt Gobineau selbst seine Szenen — so wahrheitsgetreu ist wie nur irgend ein gutes historisches Gemälde. Das Hauptbild zeigt uns Julius den Zweiten, der das mittelalterlich hierarchische und das modern ästhetische Ideal verschmelzen und seine Verwirklichung mit einem Ruck seines Titanenarms auf dem höchsten Thron der Welt für alle Zeiten sichern will. Auf der einen Seite dieses Hauptbildes führen Savonarola und Cesare Borgia zur Höhe der Renaissance hinauf, in Leo dem Zehnten und Michelangelo's resigniertem Ende sinkt die große Zeit in das Dunkel der drohenden Barbarei hinab, das die Inquisition und die Religionskriege über Europa breiten. Die fünf Stücke könnten so gut Dramen genannt werden wie Shakespeares Szenen aus der englischen Königsgeschichte. Gobineau mag die Bezeichnung verschmäht haben, um den Schein zu vermeiden, als habe er es auf Bühnenfähigkeit abgesehen. Diese ist durch den immerwährenden raschen Wechsel der Schauplätze — im ganzen mögen ihrer nahe an hundert sein — ausgeschlossen. Wir werden in allen bedeutenden Städten Italiens und in einigen niederländischen herumgeführt, aus Palästen und Fürstensälen in Bürgerhäuser, aus Kirchen auf Straßen und Plätze, aus Lustgärten und Künstlerwerkstätten in Kriegslager veretzt; und ließe sich vielleicht der

Szenenwechsel möglich machen, so würde doch kein königlicher Kunstliebhaber die Mittel haben, die Kulisfen zu bezahlen. Denn die Paläste, die Kirchen, die Stadtbilder sind bekannt und dürfen nicht gefälscht werden, und nicht wenige davon müßten mit den Kopien bekannter Kunstwerke ausgestattet werden. Wir versuchen das an Figuren, an Gruppen und an Handlung reiche Riesengemälde zu skizzieren.

Papst Alexander der Sechste schickt Giorgio Bosardi nach Konstantinopel. Der Esel, wie der heilige Vater seinen ergebenen Diener nennt, soll dem Sultan Bajazet „die hübsche Madonna von Giambellini“ überbringen und die vierzigtausend Dukaten Fahrgeld einmahnen, die er, der Papst, so gut verdiene wie sein Vorgänger, da er den Prinzen Bizimi, des Sultans Bruder, in strengem Gewahrsam halte; sollte er vom französischen Könige gezwungen werden, den Gefangnen auszuliefern, so würde er diesen vorher so zurichten lassen, daß er dem Sultan nicht mehr schaden könnte. Die Gefahr, die dem Sultan drohen würde, wenn sich die Franzosen Neapels bemächtigten, soll Bosardi dem Sultan und seinem Minister so lebhaft wie möglich ausmalen. Einen Gesandten des Herzogs von Mailand empfängt der Papst mit den Worten: „Wie befindet sich Herr Ludovico? Sein Neffe Galeazzo ist also an einer plötzlichen Krankheit gestorben, und dessen kleiner Sohn ist dem Vater nachgefolgt? Dein Herr neigt zu solchen Unglücksfällen.“ Der Gesandte fordert die Beseitigung Savonarolas; der Papst entgegnet, Mailand solle nur erst mit dem Widerstand gegen die Franzosen Ernst machen. Des Mönchs Schwärmerei und Bußpredigt kümmert ihn nicht. Wie er nur lacht, wenn schwaches Gewürm, das seine großen Pläne nicht versteht, ihm Inzest und andre Schändlichkeiten nachsagt, so spricht er zu dem Gesandten über den Bruder Girolamo: „Ihr seid alle empört über den Schwäger, weil er euch die Wahrheit sagt; mir sagt er sie auch tüchtig; frage ich danach? Mache ich Anspruch darauf, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Genug der garstigen Händel! Ich mag mir keine neuen zuziehen. Ich bin alt, ich will, euch zum Troß, ruhig sterben und meine Kinder versorgen.“ Erst als ihm der Gesandte mitteilt, daß Savonarola den König von Frankreich und andre Fürsten eingeladen habe, ein allgemeines Konzil zu berufen und Alexander absetzen zu lassen, wird dieser wütend und beschließt, den Mönch zu vernichten. Mittlerweile haben die Florentiner diesen satt bekommen. Die Piagnoni haben Banden von Kindern organisiert, die herumziehen, in die Läden und Wohnungen einbrechend alles, was schön ist, zerstören, auf der Straße den Damen die Kleider und den Schmuck vom Leibe reißen. Es zeigt sich, daß die Lebensweise, zu der sich die Leute haben überreden lassen, ihre Existenz untergräbt; für ein hochzivilisiertes Volk ist der Luxus Lebensbedingung im volkswirtschaftlichen und im psychologischen Sinne. Die Kaufleute, deren Handel vernichtet ist, beraten heimlich über die Lage; die Ehemänner, denen die heulenden und betenden Weiber und Kinder das Heim zerrüttet und zur Hölle gemacht haben, verfluchen den Mönch im stillen. Außerlich gehorcht ihm noch alles, denn wer sich auflehnt, verfällt der Folter und dem Tode. Girolamo durchschaut die Lage und verzweifelt. „Ich fürchte, daß ich mich getäuscht habe. Ich gleiche

einem Pilger, der auszieht, das himmlische Jerusalem zu suchen, und sich plötzlich am Rande des Höllenschlundes findet. Ich glaubte, das Gute ließe sich so leicht verwirklichen wie erkennen. Ich ahnte nicht, daß die Tat gemeinlich zum Verräter an der Absicht wird. Geistige Wohlthaten werden nicht willig angenommen. Man muß sie aufzwingen. Wenn ich rate, so hört man mich nicht, ich muß also strafen. Wo ist dann das Maß? Schelte ich, so gerate ich ins Fluchen; der Verweis wird zur Beleidigung. Schlage ich mit dem Hirtenstabe, so verwandelt sich dieser in ein blutbeflecktes Schwert, und ich bringe die Menschen um, die ich zu retten gedachte. Alles verkehrt sich bei meinem Wirken: der Honig in Galle, die Milde in Wut, die Festigkeit in Raserei. Glaubt ihr, ich wüßte nicht, wie es meine Getreuen treiben? Sie hausen wie Wölfe. Ach mein Gott, ich wollte nur das Recht, und eitel Reinheit; rufe mich ab von hier!" Sein Wunsch wird erfüllt, und sein getreues Volk atmet nicht allein auf, da es vom Zwange zur Heiligkeit befreit wird, nein, es freut sich königlich auf das Schauspiel seiner Hinrichtung und genießt es mit Wollust. „Erster Bürger. Wir werden eine gute Stunde zu warten haben; ich kenne die heutigen Regierenden; die geben sich gar keine Mühe, uns gefällig zu sein. Hätten wir doch die Medici bald wieder! Erste Frau. Ach das hübsche Kind! Ist es euer, Monna Teresa? Zweite Frau. Ja, meine Liebe; es ist mein Ältester. Erste Frau. Komm an mein Herz, Engelchen! Diese schönen schwarzen Haare! Was machst du denn da mit deinen artigen Kameraden? Das Kind. Wir machen unsre Stöcke spitz. Zweiter Bürger. Was habt ihr denn damit vor, kleiner Schelm? Das Kind. Wir wollen Bruder Girolamo in die Füße und in die Beine stechen, wenn sie ihn geführt bringen. Erste Frau. Sind das Schelme! Komm, laß dich in den Arm nehmen, mein Herzchen! Erster Bürger. Wohl den Staaten, wo schon die Kinder mit der öffentlichen Meinung harmonieren lernen! Ein Mann. Er ist derb gefoltet worden, der Schuft; sechsmal haben sie ihm die Wippe gegeben; er ist ganz zerschlagen. Ein Kind. Das war recht! Ein Kaufmann. Mit dir, du kleiner Bengel, hätte man es gerade so machen sollen, als du mir, es sind kaum vierzehn Tage, die Spiegel in meinem Laden zerbrochen hast. Das Kind. Die Leute haben mir gesagt, ich solle sie zerbrechen. Eine alte Frau. Das Kind hat Recht; wir sind alle von diesem Bösewicht zum Narren gehabt worden. Ein Handwerker. Waren wir dumm! Ah . . . er steigt auf die Leiter . . . Werden sie ihn nicht lebendig verbrennen? Ein junges Mädchen. Hoffentlich doch! Sagt doch, Herr Soldat, wird er nicht verbrannt? usw.“

Nach Savonarolas Untergang wendet sich Machiavelli dem Herzog von Valentino, Cesare Borgia, zu, der zwar so schlimm oder schlimmer als die andern sei, aber große Pläne habe: ein prachtvolles Raubtier. Und in der Tat, als Herr Niccolo im Namen der Florentiner mit ihm verhandelt, vernimmt er das Bekenntnis: „Ich bin nicht, wie der armselige Herzog von Mailand, eine Schlange, die einen Säugling verschlingt. Ich bin die lernäische Hydra, ein großes Ungeheuer, das die kleinen Ungeheuer vertilgt; ich will die Dreckfürsten und die Condottieri auszrotten bis auf den letzten, will mir aus den Trümmern

ihrer Nester meinen Horst bauen, und ein Tag wird kommen, wo es vom Fuße der Alpen bis zum sizilischen Meere keine andre Herrschaft mehr geben wird als die meine. Und ich weiß wirklich nicht, welches von den dreien mir mehr Vergnügen machen wird, die elenden französischen und deutschen Barbaren verjagen, die Herzöge, Prinzen und Podestas hängen, über ein so schönes Reich herrschen.“ Die Bauern und die Bürger gewinnt er für sich, indem er strenge Mannszucht hält und nicht duldet, daß sich seine Soldaten an ihnen vergreifen. Bauern schinden, den Spaß mögen sich die italienischen Landsknechte in Deutschland erlauben, nicht in der Heimat. In den Lagern sind wir Zeugen, wie die Condottieri, die Abgesandten Cesars und der übrigen großen und kleinen Mächte miteinander feilschen und einander betrügen, sich bald über die greuelvolle, für sie aber sehr interessante Kriegführung, bei der immer nur die Wehrlosen, niemals die Söldlinge bluten, bald über Literatur und Kunst unterhalten. Denn die Kerle sind alle Kunstkenner geworden und instande, sich mit einem Gemälde, mit einem Schmuck, der Kunstwert hat, bestechen und übertölpeln zu lassen; Bravi lesen den Plutarch und ergötzen sich dabei zur Abwechslung an neu erfundenen Methoden des Muechelmords. Franz von Frankreich wird ungeduldig, weil sich seine Tölpel nicht rasch genug bilden lassen; seine Maitresse lernt besser. In den Kirchen sehen wir, wie es die schwankenden Domherren, die Ablasskrämer, die Hausierer, die Kuppler, die Ehebrecherinnen, die Verschwörer treiben. Cesare vollführt seinen großen Streich und läßt die Condottieri hängen, die ihm vertrauensvoll ins Garn gegangen sind. Nachdem er an ihrer Wut, ihrem Gebrüll und ihrem Todesröcheln sein Herz erfrischt hat, plaudert er mit Machiavelli über Virgil und schwärmt bei süßer Musik ästhetisch. Mit dem Vater bereitet er die Vergiftung der unbequemen Kardinäle vor, aber unglücklicherweise hat der Papst, was ihm sonst nie passiert, seinen Talisman nicht bei sich, ein goldnes Büchsen mit einer konsekrierten Hostie, und so werden denn die Flaschen verwechselt: Alexander und Cesar trinken den Giftwein. Mit den Füßen stampfen fluchende Pachtträger den aufgedunsenen Leichnam des Papstes in den Sarg hinein. Cesars kräftiger Körper überwindet das Gift, aber seine letzten Anschläge mißlingen, und wir sehen ihn in finsterner, kalter Nacht, seinem spanischen Gefängnis entkommen, in der Uniform eines gemeinen Soldaten sterben. Sein Freund und getreuer Diener Michele ruft ihm nach: „Zertreten im Not wie ein Wurm . . . er, der stolzeste der Dämonen! Tausend Millionen Teufel! . . . Bleiben wir nicht hier; kommt uns wärmen!“

In tiefem Gram gedenkt seine fromme Schwägerin, die verwitwete Herzogin von Gandia, der Greuel ihres Hauses, während ihre Tochter Isabella meint: „Ich hasse diese böse Welt nicht, von der man mir erzählt; sie erschreckt mich nicht; sie ist mir nichts. Sie umgibt mich vielleicht, aber sie vermag nichts über mich, und wenn ich an sie denke, so kommt es über mich wie eine reine Freude, weil ich erkenne, daß ich nichts gemein habe weder mit dem, was sie liebt, noch mit dem, was sie will.“ Der Vertraute der beiden Frauen aber, ein Mönch, erwidert: „So entnehmet ihr beide denselben Gegenständen eine ganz verschiedene Nahrung für das Gemüt. Ihr, edle Frau — die Schläge

der Bosheit haben Euch getroffen, haben Schrecken und Schmerz als unauslöschliche Spuren in Euch zurückgelassen. Ihr, Donna Isabella, habt von der Bosheit erzählen hören, ohne etwas dabei zu empfinden. So wirken die Handlungen der Menschen nur auf einen kleinen Kreis, wirken nicht länger als ein Blitzstrahl; ihre Nachwirkung ist ein Schwingen, das immer schwächer wird und endlich aufhört. Ihre Verheerungen richten wenig aus, und was zurückbleibt, das ist ein Abglanz des ewigen Lebens. Dieses Licht — es gibt keinen teuflischen Frevel, dem es gelingen könnte, es auszulöschen. So schreitet ihr denn beide, die eine trauernd und entsetzt, die andre heiter in ihrem von der Welt abgekehrten Gemüte, der unwandelbaren Region des Guten und Wahren zu. Die Herzogin. Wir beide? Ihr vergeßt, aus welcher schrecklichen Höhle wir kommen. Der Mönch. Das ist eben das wunderbarste Geheimnis des Weltalls, ja seine Achse. Aus dem Gift der Viper werden Heiltränke bereitet, und aus dem Dünger wächst die duftende Krone prachtvoller Blumen hervor. Glaubt Ihr nicht, daß für mich, für das Volk von Rom, das Euch seit so vielen Jahren bewundert, schon Eure bloße Gegenwart eine Wohlthat ist? Und wenn sie mit Mut und Schauder Cesare Borgia rufen, fügen sie nicht mit Tränen der Liebe hinzu: Maria und Isabella Borgia?"

Julius der Zweite liebt die Schönheit wie das ästhetisierende Meuchelmördergezücht, er will die Barbaren verjagen und in ihre heimatischen Wüsten einsperren, die kleinen Tyrannen bändigen, Italien einigen wie der Valentino, aber er liebt auch das Gute und die Kirche; bei diesem Wort denkt er freilich nicht an die Gemeinde der Heiligen, sondern an ein glänzendes Weltreich, als dessen Kaiser er sich träumt. Du begreifst, sagt er zu Bramante, „die Schwierigkeit, Ordnung zu stiften in den Trümmern, die barbarische Jahrhunderte und die Nachlässigkeit meiner Vorgänger über Italien aufgehäuft haben. Dieses bejammernswerte Land ist ärger beschmutzt als die Ställe, für die es eines Herkules bedurfte. Zwischen Steintrümmern, Gedörn und giftigen Kräutern blähen sich Schlangen und Kröten, und dennoch — dieser Schutt, dieses unsaubere Dickicht sind Überreste einer herrlichen Vergangenheit. Ich will sie in ein Paradies verwandeln, so schön wie das der Heiligen Schrift.“ Julius ist alt, er weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat, aber er will sein großes Werk vor seinem Tode vollendet sehen, darum schilt er alle seine Diener Faulenzer und Schildkröten, treibt sie mit Scheltworten und Prügeln an, eilt von Baugerüst zu Baugerüst, von Belagerung zu Belagerung. Michelangelo ist seinen Tyrannenlaunen entflohn; dem Wiedereingefangnen hält er alle die Unverschämtheiten vor, die dieser sich gegen ihn herausgenommen hat. „Ein Bischof. Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit wird geruhen, Mitleid mit diesem armen Menschen zu haben. Solche Leute haben wenig Einsicht und verstehen nur ihr Handwerk. Julius (auffpringend und mit seinem Stock den Bischof bearbeitend). Flegel! Schulfuchs! Einfaltspinsel! Wie kannst du dich unterstehn, meinen Künstler zu beleidigen! Habe ich ihm ein kränkendes Wort gesagt? Werft mir den jämmerlichen Kerl hinaus, den Esel, den Tölpel! Und du, Michelangelo, komm hierher! Tritt näher, tritt doch näher! Auf die Kniee! daß ich dich segne!“ Das Endergebnis seiner stürmischen Tätigkeit unter-

scheidet sich nicht wesentlich von dem der davon so verschiedenen Lebensarbeit Savonarolas. Auf dem Sterbebett stammelt und phantasiert er: „Ich habe mein Leben in einem verhexten Zirkel verzehrt. Um mit der Kleinstaaterei aufzuräumen, mußte ich die Tyrannen vernichten. Dazu brauchte ich die Ausländer; mit Fremdherrschaft aber gibts kein Italien. Begreifst du das, Schwarzgesicht? (fährt er einen Kardinal an). Da liege ich nun, auf mein Bett genagelt. Michelangelo! Raffael! Der eine ist bei der Arbeit. Aber der andre? Wohl bei einem Weibe. Und Bramante? Was mag der in diesem Augenblick machen? Alfonso von Ferrara . . . der Verräter! Alles wird wir in meinem Kopf . . . Der Venetianer bin ich nicht sicher. Geist, Genie, Leben, Leidenschaft, doch nichts von dem, was zusammenhält, das ist der Italiener. Tod den Franzosen, Tod Alfonso von Este! Sagt sie hinaus!“ Um dieselbe Zeit gibt Alfonsos Gemahlin, Lucrezia Borgia, in einem Gespräch mit dem geistreichen Pietro Bembo eine Definition von Italien. „So, seht ihr, Freund meines Lebens, ist mein Kopf trunken von Poesie, mein Verstand gequält von politischen Sorgen, mein Herz bekümmert um Gatten und Kinder, und mein Geist . . . mein Geist ein wenig zerstreut und vielleicht nach Euch hin schweifend . . . kurz, haben wir da nicht Italien? Poesie, Angst, Interesse und Liebe?“

Den leichtherzigen zehnten Leo sehen wir dann dieses Italien an den Rand des Abgrundes führen, in den es sein zweiter Nachfolger, der andre Mediceer, vollends hineinstößt. Leo dünkt sich sehr klug. Luther, der gelehrte Mann, der ein vortreffliches Latein schreibt, gefällt ihm ausnehmend. Der Papst wird nicht zugeben, daß dumme Fanatiker wie Eck und Tezel Deutschland in Brand stecken. Mit dem Ablass hat man das große Unternehmen falsch angefangen. Die Hauptsache, so wird Miltiz instruiert, ist, daß wir Geld kriegen, unter welchem Titel oder Vorwand, das ist uns gleichgiltig. Fromme Mönche nähren im stillen die Hoffnung, Luther werde die Kirche aus dem Sumpfe herausheben. Sadolet und Bibbiena, die feinen Köpfe, erörtern auf einem Spaziergange, hier einer Bettlerin ein Goldstück reichend, dort einen armen Dieb aus den Händen der Häscher befreiend, die Lage. Die Völker fangen an, zu fragen, mit welchem Recht wir ihnen das Mark aussaugen. Es ist wahr, wir nähren mit dem Erpreßten Kunst und Wissenschaft, mästen freilich auch die Laster. Aber — jede gebildete Gesellschaft ist verderbt; sollen wir in die Barbarei zurückkehren? Schließlich — die Völker sind an unsre Herrschaft gewöhnt, und die Macht der Gewohnheit ist groß. Die Religion der Masse ist nie etwas anderes gewesen als ein Wust heidnischen Aberglaubens. Neue Ideen scheinen uns jetzt zu bedrohen, aber Ideen sind der Luxus einer kleinen Minderheit, und diese braucht sehr lange Zeit, ehe es ihr gelingt, in den Wall der allgemeinen Nartheit Bresche zu legen. Übrigens stiftet diese Nartheit doch manchen Nutzen; auch der abgeschmackteste Heilige verschafft Architekten, Malern, Baumeistern Arbeit.

Es gibt kaum einen Künstler der Zeit, dessen Gestalt nicht, mit einigen kräftigen Strichen umrissen, an uns vorüberzüge. Die größten sehen wir sich entwickeln und vollständig entfalten: Raffael, den Glücklichen, der nicht die

Zügellosigkeit liebt, aber keinen irdischen Genuß verschmäh't, ohne auf die himmlischen Visionen zu verzichten, die ihm Religion, Weltweisheit und ideale Liebe gewähren, und der, völlig neidlos, seine Rivalen schon darum liebt, weil er jeden von ihnen benützt, von jedem lernt, alle besondern Begabungen in sich aufnimmt und zu einem harmonischen Ganzen verschmilzt; und Michelangelo, den grimmen Titanen, der damit anfängt, alle seine Rivalen zu hassen, aber je älter, desto milder wird. Ihm gelingt, was seinem Jugendfreunde Niccolo Machiavelli versagt bleibt, die Bitterkeit zu überwinden, mit der ihn das eigne Schicksal und das Schicksal Italiens erfüllen, aber er versteht den unglücklichern Freund — unglücklicher, weil dieser mehr scharfsinniger Kritiker als Schöpfer war, und weil sein Arbeitsgebiet die Politik ist, deren Erfolge weniger von der Fähigkeit des Künstlers als von tausend Zufällen abhängen. Der Bildhauer gibt dem Politiker und Historiker zu, daß die Lage elend und die Aussicht in die Zukunft unerfreulich sei; die Fremdherrschaft werde man möglicherweise loswerden, kaum aber die Laster und den lasterhaften Klerus. Michelangelos Schüler und Verehrer Granacci kann die beiden Schwarzseher nicht begreifen; eine herrlichere Zeit habe es doch nie gegeben. So denken aus andern Gründen die zahlreichen zu Handwerkern herabgesunkenen Künstler, die, die Mode ausbeutend, das Malen und Meißeln fabrikmäßig betreiben, so denken die Bürger, die ihre Zungen nicht mehr zum Kaufmann in die Lehre schicken, sondern pinseln und bossieren lassen, was jetzt mehr bringt, so denkt der alte Tizian, der, nie von des Gedankens Blässe angekränkt, nie von Idealen genarrt, ein Heidengeld verdient und mit Aretino um den Preis der verleumderischen Pamphlete feilscht, mit denen dieser den jüngern Malern die Kundschaft rauben soll. In Aretino lebt noch eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl und Scham; er sträubt sich ein wenig gegen die gar zu abscheulichen Zumutungen des alten Nimmerfatt. Auf dieser Folie glänzt als Schlußbild der greise Michelangelo, der nicht müde, sondern begierig zu leben ist, aber zu leben ohne die Fleischeslast, wie er der angebeteten Vittoria Colonna bekennt. „Mich dürstet nach voller Freiheit; mich hungert nach dem, was ich errate; mich drängt es zu schauen, was ich begreife.“ Und nicht trostlos schaut er das Elend Italiens. „Wir hinterlassen der Menschheit große Dinge und große Beispiele. Die Erde ist reicher, als sie war, ehe wir kamen. Was verschwindet, wird nicht ganz verschwinden. Die Felder mögen ruhen und eine Zeit lang brach liegen, das Samenkorn ist in die Erde gesenkt. Nebel mögen das Land bedecken, die Sonne bleibt.“ Die Nebel steigen aus den Niederlanden und aus Spanien auf. „Karl der Fünfte. Diese Freuden, diese elenden Freuden, diesen Glanz, diesen schmachvollen Glanz, diese Feinheiten, diese schändlichen Feinheiten, Italien hatte sie zu höherer Vollendung gebracht, als irgend ein Land, irgend eine Zeit. Ich habe den Fuß auf Italien gesetzt. Die Welt lebt nicht so sehr von Brot als von Zucht. Laßt Eure Untertanen diese Wahrheit nie vergessen. Don Philipp (mit traurigem Lächeln). Schuldvolle Fröhlichkeit liegt nicht in meiner Natur. Die Aufgabe, die Ihr mir übergebt, habt Ihr mir durch die Unterwerfung Italiens erleichtert; aber was ich über alles schätze, das sind die beiden Hauptschöpfungen Eurer Regierung: die Wiederherstellung der

Inquisition und die Gründung der Gesellschaft Jesu. Mit diesen im Geiste des starren Gehorsams gehärteten Werkzeugen, deren ich mich viel zu bedienen gedenke, wird es mir möglich sein, an der Rettung der Kirche ohne die Kirche fortzuarbeiten und die politische Kezerei so vollständig zu vernichten wie die religiöse."

Schemann, den die Grenzbotenleser als Übersetzer des großen Rassenwertes des französischen Gelehrten und Dichters kennen, hat den 1877 erschienenen dramatischen Zyklus zuerst für die Bayreuther Gemeinde übersetzt (Richard Wagner war Gobineaus gläubiger und begeisterter Sänger), dann durch Reclams Universalbibliothek dem großen Publikum zugänglich gemacht und jetzt durch die der Würde dieser Dichtung angemessene feine Ausstattung der vorliegenden Ausgabe den Wunsch vieler ihrer Freunde erfüllt. In einer schönen Einleitung legt er die Tendenz der „Szenen“ dar. Er findet sie in dem Gedanken, daß Papst Julius und Michelangelo den Keim der echten Kunst gepflanzt hätten, der dann später, besonders in Deutschland, aufgegangen sei, nachdem die Himmelsgabe zuerst von Lüstlingen mißbraucht und dann von Fanatikern verschüttet worden war. Die Stellen, die wir zuletzt angeführt haben, drücken ohne Zweifel diesen Gedanken aus, aber die übrigen, die wir auswählen, zeigen wohl deutlich genug, daß der Sinn der Dichtung damit nicht erschöpft ist, daß sie einen weiteren Gedankenkreis umfaßt und tiefer eindringt. Diesen weitem und tiefern Sinn in Worte zu fassen, überlassen wir dem Leser.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

1. Attika, Euböa und der saronische Golf



ie „Kephallenia“, ein kleiner griechischer Dampfer, der vom deutschen archäologischen Institut zu Athen zum Preise von 900 Drachmen (= 470 Mark) täglich für die sogenannte „Inselreise“ gemietet worden war und im Piräus zur Abfahrt bereit lag, füllte sich zur festgesetzten Stunde rasch mit Passagieren beiderlei Geschlechts, bebrillten und unbebrillten. Zu den eigentlichen archäologischen Teilnehmern der Reise kam noch eine ganze Anzahl Herren und Damen, die mit der griechischen Altertumskunde kaum etwas zu tun hatten und die bequeme, angenehme Inselreise zu andern Zwecken oder auch lediglich zum Vergnügen mitzunehmen gedachten, weshalb sie im Kreise der strengen Männer der Wissenschaft bisweilen verstoßen als „Schlachtenbummler“ bezeichnet wurden.

Auf dem Verdeck herrschte das bunte Gedränge, wie es sich in der Regel an Bord eines Schiffes vor der Abfahrt zu entwickeln pflegt. Ich machte dabei eine Probe auf die griechische Ehrlichkeit. Einem Händler, der mir seine Waren anpries, kaufte ich eine ganze Menge Zigaretten und Lukumia (dickgekochte, parfümierte Zuckerkügelchen) ab, gab ihm außerdem noch